

www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/himmelsstuermer/

RICHARD OLIVER SCHULZ

Himmelsstürmer

Ein Roman über die ferne Zukunft der Menschheit

Vorwort des Visionärs

Schon immer haben apokalyptische Visionen über die Zukunft die Menschheit fasziniert. Aus dem christlichen Sprachraum der Frühzeit gibt es darüber zahlreiche Angaben, deren nie geleistete Zusammenschau ein anschauliches Bild ergäbe. Auch Mohammed hat, von dem zu seiner Zeit im Westen berühmten, ins dritte Jahrhundert zurückreichenden Alexanderroman inspiriert, Visionen zusammengetragen, die er offenbar teils selbst empfangen, teils auch von christlichen Mystikern übernommen hatte, Visionen, die den Charakter und die Gestalt der Völker von Gog und Magog anschaulich schilderten. Der Alexanderroman ist eine Dichtung und nicht historisch. In ihm ist von einem wilden Volk die Rede, vor dem der Eroberer ein anderes, friedliches Volk durch die Errichtung einer metallenen Mauer schützt. Mit der Endzeit werden diese Völker in dem Roman jedoch in keinen Zusammenhang gebracht. Dies tut Mohammed im Koran. Ihm zufolge werden in der Endzeit innerhalb der Mauer Lücken frei, durch die sich die Völker von Gog und Magog den Weg bahnen, die friedlichen Völker überrennen und nach Jerusalem vordringen, wo sie gegen den wiedererschienenen Jesus und seine Gefährten und Gläubigen kämpfen. Eine anschaulichere Vorstellung gibt Mohammed in den sunnitischen Überlieferungen, die keinen Eingang in den Koran gefunden haben. Nach Mohammeds Lehre ist Jesus nicht gekreuzigt worden und nicht auferstanden, sondern er wurde von Allah im Fleisch entrückt und an einem verborgenen Ort im Himmel verwahrt, von wo aus er in der Endzeit fleischlich wiederkehrt, um mit dem Mahdi zusammen gegen den falschen Messias (Dadschal) zu kämpfen und den Islam zu erneuern. Diese Version der Endzeit entspringt Mohammeds privater visionärer Phantasie und soll dazu dienen, seine Religion gegen den christlichen Glauben zu rechtfertigen. Die große Völkerschlacht der Endzeit, die in der Johannesoffenbarung prophe-

zeit wird und die nach dem messianischen Millennium stattfinden soll, verlegt Mohammed von dessen Ende an den Anfang, kurz nach Beginn der Herrschaft Jesu und des Mahdi. Dabei beruft sich Mohammed auf Hesekiels Prophezeiung über die große Völkerschlacht des „Gog von Magog“, aus welcher Schilderung er viele Details für seine Visionen entnimmt. Und doch ist die in den kurzen Worten der Offenbarung geschilderte letzte Schlacht eine andere als die, von der Hesekeiel weissagt. Hesekiels Schlachtheere kommen von Norden, sie kommen wie eine Wolke über das Land. Ihre Schlacht findet im Bergland von Judäa statt, und sie werden durch ein großes Erdbeben, Gesteinshagel und eine Seuche an ihrem Erfolg gehindert. Dagegen kommen die Endzeitheere nach der Offenbarung des Johannes von allen „vier Enden der Erde“ und ihre Zahl ist „wie der Sand am Meer“, also weit mehr als nur eine Wolke. Nicht das Bergland wird angegriffen, sondern Jerusalem, die „geliebte Stadt“, und das umliegende „Heerlager der Heiligen“. Während bei Hesekeiel von Gog als dem Herrscher über Magog die Rede ist, ist bei Johannes aus Gog ein ganzes Volk geworden, das an der Seite von Magog kämpft. Auch werden hier die Leichen der Gefallenen nicht wie bei Hesekeiel von Vögeln verzehrt und im Lauf von sieben Monaten von den Juden eingesammelt und in Massengräbern bestattet, sondern durch Feuer vernichtet, das vom Himmel fällt. Daraus ist schon ersichtlich, dass bei den Schilderungen Hesekiels gleichsam nur die Ereignisse, die Johannes prophezeit, ihre Schatten vorauswerfen. Und natürlich ereignet sich die Völkerschlacht bei Hesekeiel weder am Ende des messianischen Millenniums noch auch zu dem von ihm angesetzten Beginn, wie Mohammed behauptet, sondern am „Ende der Tage“ des alten Äons vor dem Millennium.

Das Erscheinungsbild der Völker von Gog und Magog, wie es Mohammed in der sunnitischen Tradition beschreibt, ist von abschreckender Hässlichkeit und weder in den Schilderungen der wilden Völker im Alexanderroman noch im Koran zu finden. Wenn solche Visionen auch nur ein Körnchen Wahrheit enthalten sollten, dann kann es sich nicht um Menschen handeln, wie sie heute oder auch in wenigen Jahrhunderten auf unserer Erde vorkommen könnten. Sie werden als mit weißem Haar bedeckt beschrieben, mit scharfen Klauen, spitzen Zähnen, winzigen Augen und riesigen Ohren, in die sie ihren Körper hüllen können. All diese Bilder weisen darauf hin, dass es sich um Wesen aus dem Dunkeln, um Menschen unter der Erdoberfläche handeln muss, die sich über einen langen Zeitraum den Verhältnissen dort angepasst haben. Von diesen menschlichen Kreaturen behauptete Mohammed, dass sie über alles herfallen und alles verzehren würden, sogar Menschenfleisch.

Der Science-Fiction-Schriftsteller H.G. Wells stellt in seiner Erzählung „Die Zeitmaschine“ die Vision einer fernen Zukunft dar, in der sich die Menschheit in zwei Unterarten aufgeteilt hat. Die mächtigere unter ihnen, Morlocks genannt, hat sich in unterirdische Labyrinth zurückgezogen und zu klauenbewehrten affenähnlichen Kreaturen entwickelt, die Maschinen bedienen und Kleider für die Menschen der Oberfläche herstellen, eine paradiesische, in den Tag hineinlebende, großäugige, naive Rasse, Eloy genannt, die von den Morlocks als Schlachtvieh zu ihrem Verzehr gehegt und gezüchtet wird. Sicherlich kommt in dieser Erzäh-

lung von H.G. Wells dessen Kritik am Industriezeitalter zum Ausdruck, indem hier die Arbeiterklasse der fernen Zukunft durch den Besitz der Produktionsmittel über die Nachfahren der reichen bürgerlichen Schlemmer herrscht, die sich schon längst nicht mehr die Frage nach der Herkunft ihrer Konsumgüter stellen – eine groteske Satire auf den Marxismus. Auffallend ist aber die Ähnlichkeit der Morlocks mit dem Bild, das Mohammed vom endzeitlichen Volk der Gog und Magog gibt. Sogar die Aussage in H.G. Wells' Roman, dass es sich um kleinwüchsige Wesen handle, stimmt mit den Angaben der Sunna überein. Es ist mehr als unwahrscheinlich, dass H.G. Wells die sunnitischen Überlieferungen gekannt und sich an ihnen orientiert haben sollte.

Weiterhin sind die Parallelen zu erwähnen, die sich in Tolkiens Schilderungen der „Orks“ in seinem „Herrn der Ringe“ auftun. Die Orks sind dämonische Kreaturen von entstelltem Äußeren und Menschenfresser, die in großen Heeren die Erde überrennen und über die Völker herfallen. Der Name „Ork“ kommt von „Orkus“, der griechischen Unterwelt. Außerdem sei an die Legende der Ghule erinnert, menschenähnlicher, entstellter Wesen, die auf Friedhöfen leben und Leichen fressen. Gog, Magog, Morlock, Ork und Ghul verweisen, unabhängig von ihrer Bedeutung, in ihren dumpfen, keulenähnlichen o- und u-Lauten auf dieselben Archetypen, die noch nicht ins Fleisch getreten sind. All diese Bilder, die von einzelnen Autoren solchen Gestalten gegeben werden, sind Visionen, die aus einer fernen Zukunft stammen, aber uns als Ausgeburten geistiger Bedrängnis heute bisweilen schon in unseren Träumen erscheinen.

Auch diesem Roman liegt eine große Vision zugrunde. Sein Schauplatz liegt in einer fernen Zukunft. Ein sogenannter moderner Mensch, der in der Lage wäre, Einblick in diese Epochen zu nehmen, wäre erstaunt über die Fähigkeiten der künftigen Menschen in ihnen, ihr Wissen, ihre Weisheit und ihre Erfindungskraft. Er wäre aber schockiert und enttäuscht darüber, dass eine hochtechnisierte Superzivilisation, wie er sie, seinem Vorurteil gemäß, erwartet hätte, bei ihnen nicht anzutreffen ist. Noch mehr aber wäre er entsetzt darüber, dass er die Weisheit, in der die Völker jener Zeiten leben werden, nicht jetzt schon selbst in ihrer Einfachheit erkennen und in sich verwirklichen könnte, dass er von falschen Voraussetzungen verführt und unaussprechlich verblendet war. Dann erst wird er erkennen, dass es weit mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als er sich jemals träumen ließ. Er wird erschrecken über das, was er sein Leben lang versäumt hat, irregeleitet durch die Illusion der Machbarkeit und Menschenherrschaft. Aber er wird auch erkennen, dass trotz aller Weisheit und Liebe unter den Menschen der Zukunft und trotz aller ihrer Segnungen die Probleme der Menschen noch immer dieselben sein werden und ihre Gedanken noch immer um ähnliche Themen kreisen werden.

Die Handlung meiner Erzählung spielt gegen Ende des prophezeiten großen Äons des messianischen Friedens, für dessen Anzahl von Jahren die Zahl „Tausend“ nur als ein Symbol steht. Die Kultur der Menschen dieser fernen Zukunft ist in die Natur der Erde integriert, und sie sind Herrscher über den subatomaren Äther, dessen Beschaffenheit heutige Wissenschaftler allenfalls ahnen. Leise, über ungezählte Jahre bricht erneut die Dekadenz in diese gesegnete

Zukunft ein. Die Menschen, voll des Wissens und der Weisheit, sind träge geworden und eigener Anstrengung müde. Über den vielen Segnungen haben sie den Sinn ihres irdischen Daseins vergessen, über der Entdeckung von Geheimnissen, die ohne Zahl sind, die Hoffnung auf ihre Vollendung. Ihre leichte Bürde wurde ihnen schal. Sie wollen stehenbleiben bei dem, was Generationen vor ihnen ergründet haben, und dessen Früchte genießen. Und so vergessen sie den, dem sie die Segnung verdanken, ihren Messias. Dies ist der Augenblick, in welchem eine geheime finstere Macht, seit zahllosen Jahren verbannt, sich an die Oberfläche der Erde drängt, an ihrer Spitze einer, der danach strebt, zum neuen Weltenlehrer und Führer der Menschheit zu werden. Er stellt ein Heer auf, welches durch die Zahl seiner Krieger alles in den Schatten stellt, was die Menschen je gesehen haben. Sie kommen von unten, aus Spalten der Erde herauf, um über die Menschheit herzufallen und ihren Messias am Nabel der Welt zur Übergabe der Macht zu zwingen. Der Heerführer selbst aber kommt nicht von unten, er kommt von der Erdoberfläche, er ist der Vertreter eines großen, stolzen Volkes, eingeweiht in alle Wissenschaften, aber er benutzt die Deszendenten aus der Tiefe, um mit ihrer Hilfe die ganze Welt zu unterwerfen.

Dies ist die Geschichte des Bauernsohnes Müniél Amitiö Gardinó, eines Visionärs und Träumers, der, aufgewachsen am Rande der Alpen, in diesen letzten der Kriege verwickelt wird, um für sein Volk der Latiner ohne den Einsatz von Waffen zu kämpfen. Hier entsteht nun eine Situation, wie sie in der gesamten Menschheitsgeschichte einmalig sein wird: Eine überreife, in überquellender Weisheit dekadent gewordene und in einem faul gewordenen Frieden dahindämmernde Menschheit, über die nach vielen tausend Jahren wieder die ersten Verbrechen und die Krankheiten des Alters hereinbrechen, sieht sich einer schrecklichen kriegerischen Übermacht, die Zahl der übrigen Menschen um mehr als das Hundertfache übertreffend, gegenübergestellt, die auf brutalster physischer Gewalt basiert. So scheint die größte Menschenweisheit, ja selbst hochentwickelte Waffen, nichts ausrichten zu können gegen die rohe Gewalt der physischen Übermacht.

Aus jenen fernen Zeiten hallen uns die Hilferufe der Völker entgegen: „Großer Messias, bewahre uns vor den Soldaten der Orujazin und vor den Heeren der Völker von Galtüímér! Sie sind wie Heuschreckenschwärme, die über uns kommen!“

Die Tiefe

Als ich mein fünfzehntes Jahr vollendet hatte, geschah etwas, was wir Latiner den Durchbruch des Generationengedächtnisses nennen. Durch dieses Gedächtnis haben wir Zugang zu den Erinnerungen der Ahnen und die Möglichkeit, das eigene Leben aus der Sicht vergangener Zeiten zu sehen und uns dabei selbst als Fremde zu bespiegeln. Auch verschollene Erinnerungen aus der frühen Kindheit tauchen dabei wieder auf. Es geschah, als ich mich auf dem Heimweg vom Zentrum der Stadt, wo mich ein Lehrer unterrichtete, zu meinem Elternhaus am Fuß der Berge befand und auf den großen Fluss hinausblickte, der sich zwischen den Bergen den Weg bahnte, an seinen Ufern die Lichter der mächtigen Stadt. Und der Eindruck erweiterte sich zu einem gewaltigen Bild. Ein Fluss, tiefgrün in seinem Lauf, von ungeahnter Breite, still und leuchtend, entringt sich tiefer, weiter Ferne der Erinnerung. Es scheint vergangen, was ich sehe, und ist dennoch nah und heimatlich. Ist es bereits vergangen oder ist es so, dass die Vergangenheit im Künftigen von neuem lebt? Und was ist Zukunft? Ist sie nicht überall dort, wohin ich blicke? Vergangenes hat es noch nie gegeben. Was wir Vergangenheit nennen, das lebt im Künftigen fort, und das Künftige ist die Erfüllung einer gegenwärtigen Vision, Heimat eines Entwurfs.

Ich erinnere mich an einen grünen Fluss, der ein breites, tiefes Tal durchströmt. Ich sehe den Fluss am Nachmittag und sehe ihn später auch gegen Abend, und das Licht flutet und strömt in solch einer Intensität, dass es kein menschliches Auge ertragen würde, das mir aus früheren Zeiten bekannt ist. Mein Auge aber erträgt den Anblick, ich frage mich, wie. Ich wandere hoch oben auf den Bergen und blicke ins Tal hinunter. Weit unten liegen verwinkelte Häuser, seltsam geformt inmitten der dichten Wälder, weitläufig um den grünen, breiten Fluss gereiht. Ich wandere still und habe viel Zeit. Ich habe Zeit, die ich noch nie im Leben hatte. Da wird mir, mitten im flutenden, gleißenden Licht, das mich in Wonnen einhüllt und mich sicher macht und träge, plötzlich blitzartig bewusst, dass ich noch gar nicht weiß, wer ich nun eigentlich bin und wo ich bin. Vergeblich versuche ich, die seltsam verwinkelten rötlichen Häuser, die immer mehr in mein Blickfeld rücken, zwischen den sonnendurchfluteten, herrlich blaugrünen Wäldern, in irgendeiner bekannten Epoche gedanklich unterzubringen. Es will mir mitnichten gelingen. Ich bin ein Fremder und gehöre doch hierher. Es ist kein Altertum, kein Mittelalter und keine Neuzeit, aber auch keine Zukunft, wie man sie sich landläufig vorstellen würde. Sollte das etwa die Zukunft sein? In nichts erinnert diese merkwürdige Stadt mit ihren Kuppeldächern, ihren verwinkelten Häusern, ihren rötlich und rosa und golden und seltsam erdhaft getönten Mauern, die immer näher rücken, an eine technisch hochentwickelte Kultur. Und dieses flutende Licht! Ich weiß nicht, ob jemals zuvor ein menschliches Auge dergleichen gesehen hat. Dennoch: Ich bin auf der Erde. Ich heiße Müniél, Müniél Amitiö Gardinó, wie ich mich jetzt entsinne, das ist ein ungewöhnlicher und sprachlich fremder, aber, wie ich glaube, doch irdischer Name. Ich bin hier auf der Erde, da besteht für mich kein Zweifel. Der erste meiner Namen bezeichnet mein inneres Wesen, so gut er das kann, der zweite Name fasst die Art meiner Seelenneigung

zusammen, der dritte entspricht einer Synthese aller Familiengeschlechter, aus denen ich stamme. So ist es die Norm in unserem Land. Aber angeredet werde ich nach meinen ersten Namen.

Zwischen den Häusern erheben sich ungewöhnlich riesenhafte Hyazinthen und farbenprächtige Fliederbüsche, und viele Pflanzen und Blumen erkenne ich wieder, auch wenn sie verändert und wie verzaubert erscheinen. Aber die Häuser sind anders, sie besitzen weder ein Flach- noch ein Schrägdach. Ihre Dächer sind rund und elliptisch, ihre Fenster vielgestaltig und mit wechselnden Glanzlichtern überzogen, die im vergehenden Abendschein farbig aufblitzen. Aber selbst der Abendschein ist ungeheuer intensiv und müsste die Augen blenden, aber er tut es nicht. In diesem Licht, so kann ich mich plötzlich erinnern, haben schon Generationen von Menschen gelebt, Menschen, die ohne Eile und Hektik lebten, die Jahrhunderte überblicken und sich ihren Träumen hingeben konnten. Sie hatten große Träume und kannten das Wesen der Dinge. Sie fürchteten nichts, und der Tod hatte jeden Schrecken für sie verloren. Alle wesentlichen Geheimnisse des Daseins waren ihnen bekannt, und sie konnten sich frei und gelassen dem Licht in seiner flutenden Bewegung öffnen, sie mussten sich nicht mehr grübelnd in kleinliche Fragen verbohren. Sie konnten die Wahrheit gelassen schauen. Was heute mit tausend Rätselfragen verbunden ist und uns brütend auf Irrfahrt gehen lässt, war ihnen in seiner Wahrheit genau bekannt. Sie hatten Freiraum für Entdeckungen, die alle Horizonte heutigen Wissens überstiegen. Ihre Sprache war einfach und klar und so nuancenreich, dass man das wirkliche Gedankenbild des Redners vor alle Hörer hingezaubert sehen konnte. Da gab es Menschen, die Jahrhunderte in diesem Licht gelebt zu haben schienen, und das Geheimnis dieses Lichtes hatte doch sein Abenteuer nicht für sie verloren. Die Menschen damals lebten viele, viele Jahrhunderte lang. Die ältesten lebten weit über neunhundert Jahre. Und die ungeheuer lange Zeit, die jeder vor sich hatte, von deren sicherer Zukunft ein jeder wusste, erzeugte eine tiefe, tiefe Ruhe in ihrem Gemüt. Sie ahnten lebendig die Ewigkeit. Sie erfuhren, was es bedeutet, ewig zu leben, und dass ihr eigenes Wesen ewig war, über den physischen Tod hinaus. Aber auch das war vergangen. Das freie Lebensgefühl, das die Bewohner der uralten Stadt in früheren Zeiten beherrschte, war längst schon erloschen. Die Sprache war müde geworden, und das Wissen einer vergangenen Zeit war in merkwürdigen, unverständenen Traditionen erstarrt.

Der ganze Kosmos schien sich in ein züngelndes, flammendes Feld zu verwandeln. Und aus dem Zentrum des glühenden Meeres strahlte ein höheres Wesen – einem Tier noch ähnlicher als einem Menschen. Ich wusste plötzlich: Man nennt es den Vater. Die Völker uralter Zeiten nannten ihn so. Aber ein Mensch war es nicht. Es glich einem Adler. Und ich sah mich selbst im Licht des Adlers. Mein Schöpfer war er, und der Vater schenkte mir die hohe Kraft des Kindes. Aber ein Mensch war er nicht. Es war mir als sprächen die eisernen Lippen des Wesens: „Jugendkraft gab ich. Nicht aber schuf ich dich für das Alter. Meine Kinder – sind Kinder. Aus ihnen leuchte meine Freude und Kraft. Meinen Atem verlieh ich. Strahlende Tatkraft beseelt sie,

Wille der Zukunft belebt sie. Ich bin das Vorrecht des Kindes. Kindeskräfte bezeug ich. Darum nennt man mich Vater. Nur dem Kind gab ich Rechte, gab ihm das Recht zu zerbrechen, was der Erwachsene schuf. Denn das Alter verdirbt euch. Und was das Alter geschaffen, das verzehre ich schweigend. Einem Erwachsenen wagtet ihr meinen Platz anzubieten, wolltet zum Menschen mich machen, aber vergaßt meinen Namen. Denn ich bin der Ich-Bin. Euch aber vernichte ich schweigend. Nur dem Kind gab ich Rechte.“

Und aus den Augen des Adlers strahlte die Kraft des innersten Wesens. Ich sah mich selbst gespiegelt im Licht dieser Augen. Ja, ich war jung, fast noch ein Kind, erst fünfzehn Jahre alt, ein Junge von schöner Gestalt. Ich war ein Spiegel seiner Herrlichkeit. Dieses Wesens Blick versenkte nämlich in mich das Urbild treibender Tatkraft. Jugend und Schönheit verkörperte ich, aber Menschen konnten dennoch nicht darin erkennen, wer ich als Person war. Die Menschen waren die Schönheit gewohnt und hielten die meine für ein ihnen längst bekanntes Mischbild unter vielen. So stand ich im Grunde fern von tieferforschenden, liebenden Blicken der Menschen. Dadurch aber war ich sein Geschöpf, dass Menschen mein Innres nicht kannten. Weisheit leuchtete aus dieses Wesens Blick, der Weisheit des Tierwesens ähnlich. Und diese Weisheit schieg vor den Menschen, die erst jetzt begonnen hatten, sich auf die wankenden Füße der eigenen Gattung zu stellen, sie überantwortete sie der Macht des Zufalls, dem Herrn, den sie als den ihren erkannten. Ich aber ging meines Weges. Nur dunkel verstand ich die Worte, die ich vernommen hatte aus der Kraft des tieferen Bewusstseins.

Dawaju der Dreitausendjährige! Dieser Gedanke kam in mir auf. Dawaju, der Fürst Ostasiens. Man sagte, er stünde mit Mächten im Bunde, die niemand durchschaute. Er war ein Herrscher über unbekannt Dimensionen. Über alle Länder reichte seine Macht, und sein geheimer Einfluss erstreckte sich in die subtilsten Gedanken der Völkergemeinschaft. Auf den Rat der Eltern musste ich mich selbst prüfen, wenn ich seinem Einfluss nicht verfallen wollte. Der älteste Mann der Menschheit war überaus mächtig und hatte große Gefolgschaft. Was es bedeutete, dreitausend Jahre in ein gesammeltes Leben zurückzuschauen, konnte sich niemand so recht vorstellen. Hier hausten Gedanken, die niemand zuvor zu denken imstande gewesen war, wenigstens bezüglich dessen, was das Leben in einem irdischen Leib betraf. Ich musste mich hüten. Was ich empfunden hatte, konnte eine Spiegelung seiner geheimnisvollen Gedanken sein. Man hatte mich früher schon vor seiner Weisheit gewarnt. Er war ein gewaltiger Magier. Und seine Gedanken spiegelten eine Erkenntnis, die lange in Vergessenheit geraten war.

In den Gassen wankten und krümmten sich seltsame Schreckensgestalten in ganz ungewöhnlichen Verrenkungen. Ihre Kleidung konnte ich – aus der Sicht eines längst in den Jahrtausenden verschollenen Menschen, in dessen Rolle ich nun für Augenblicke geschlüpft war – keiner mir bekannten Epoche zuordnen. Sie war nahtlos anliegend, aus einem Guss, gefertigt aus einem fleckenlos-dauerhaftem, schmutzabweisendem Material in matten und leuchtenden

Farben, von silbernen Streifen durchzogen, und unter ihren Füßen wand und streckte sich der Weg durch hohe Fliederbüsche zwischen den Häusern, als nähmen man ihn unter Drogen wahr. Im Schein der sinkenden Sonne erschien das Pflaster wie blutgetränkt. Es war spiegelglatt und trank das Licht, saugte begierig die letzten Strahlen der glühenden Abendsonne, bevor der vor mir ausgespannte Himmel sie allmählich bleichen konnte, trank sie und ließ sie nicht los, vereinnahmte sie, als leuchteten die Straßen golden aus sich selbst. Und auf den Gassen spiegelte sich grell das Licht, das sie dem Himmel entzogen hatten, in seiner Fülle betäubend, grauenvoll gleißend das Pflaster, ein glimmender, blutrot getränkter Spiegel, verborgen noch im goldenen Licht, das mir die Augen blendete. Betäubt und ahnungslos wankten verrenkte Gestalten dahin, unwissend und alles nur als ein Gegebenes betrachtend, Schatten im gleißenden Licht und nur als Schatten erkennbar, sich selbst als Schatten erlebend durch ihre geblendeten Augen. Es war, als seien die Gassen aus Gold, erleuchtet aus eigener Kraft, die sie der Sonne gestohlen und in die blutrote Tiefe versenkt hatten. Zu leben schienen die Menschen nur im Kontrast zur gleißenden Tiefe. Es waren Schatten, nach Schatten suchend, unkenntlich gemacht im letzten, flammenden Aufscheinen der Sonne, während der Abend die Stätte allmählich in sich versenkte. Männer bogen schattenähnlich um die Häuserecken, mit langen, dünnen, verkrüppelten Gliedern in ungewohnter Verrenkung.

Da strich entlang an rindenartigem Gemäuer und kroch förmlich vor mir auf dem Straßenpflaster eine Frau, seltsam gekrümmt und schleichend wie eine Schlange, fast in ganzer Körperlänge ausgebreitet und gestützt auf einen kurzen Holzstock. Dieser Stock war wirklich ganz kurz, erschreckend kurz, fast schon einbarer Hohn von einem Stock. Ein breiter Schlapphut bedeckte ihr Haupt, und sie ging langsam, aber zielstrebig des Weges, grausam gebeugten Leibes, über das Pflaster gestreckt. Ich sah den Hut mit abgestumpfter Krempe, der im Genick der Alten über ihren Rumpf hinab die Kleidung dunkelfarbig fallen ließ. Auf ihre Krücke stützte sich der ganze Körper, der seines krummen Rückens ungeachtet still seines Weges voranschlich. Als sie dann aber aus dem Schatten der Häuser in das Licht hinaustrat, färbte sich das Kleid sofort und wurde zierlich rosarot bis lila, vom glimmenden Abend umflossen. Mehr wand und schlängelte sie sich, als dass sie ging, und in der Windung wiegte sich der rosarote Rock wie eine züngelnde Flamme. Eher aber schien es mir, als krieche sie den Weg empor, als dass sie in gerader Richtung ausschritt. Ich erkannte sie: Es war die Frau Wüdraín, eine Frau, die nur zu klagen und zu schimpfen hatte. In diesem Viertel der Altstadt war sie berüchtigt. Ich hatte sie öfter schon fluchen und drohen gehört, Verderben und Untergang kündend. Bisher hatte ich noch nicht gewusst, wo sie zu Hause war. Oder wusste ich es früher schon und hatte es bloß vergessen? Neugierig folgte ich ihr. Ich fand es bewunderungswürdig, wie sie bei all den großen körperlichen Beschwerden zielstrebig vorwärtsrückte. Diese unnachahmliche Geduld forderte meinen Respekt. Denn sie wand sich wie ein Wurm dahin, den eine Verletzung nicht hindert, doch sie wurde meiner nicht gewahr, der ich ihr gemächlich folgte. Ihr wankender Schritt rückte trotz aller Beschwerden deutlich ihr Ziel ins Bewusstsein. An einem kleinen

Einfamilienhaus, umgeben von hohen Fliederbüschen, machte sie Halt. Vor der Eingangstüre ließ sie ihre Krücke fahren und richtete sich unverhofft in ganzer Länge auf. Es schien mir, als stecke ein heimliches Leben in diesem Körper. Von innen brach es hindurch und nährte ihn triebhaft und gab ihm die Anmut einer viel jüngeren Frau. Aber vielleicht war sie auch gar nicht so alt, wie es den Anschein hatte. Hatte sie sich denn die ganze Zeit getarnt? Oder blickte ich in ihre Zeit zurück, in ihr vergangenes Leben? Manchmal ereigneten sich solche Augenblicke. Lebendige Bilder dessen, was längst als Vergangenheit galt, tauchten vor unseren Augen auf, Bilder, die uns deutlich machten, dass unsere als gegenwärtig eingeschätzte Wahrnehmung selbst schon von Vergangenheit durchtränkt war, dass also ein Ereignis, das soeben stattgefunden hatte, nicht etwa weniger vergangen war als eines, das noch weiter in der Zeit zurücklag. Die Menschen hatten inzwischen erkannt, dass die lineare Art der Zeitbetrachtung, ihr angeblicher Kausalzusammenhang, über die bleibende Nähe unmittelbaren Erlebens gar nichts besagte, und dass die Zeit noch eine ganz andere Dimension enthielt, eine Qualität, die aus ihrem wesenhaften Inneren gespeist wurde: die gleiche oder ähnliche Bedeutsamkeit allen Geschehens in unserer Welt.

So waren kleinere Reisen in eine nichtlineare Vergangenheit, plötzlich aus dem Augenblick geboren, nichts Ungewöhnliches mehr. Und es waren keine bloßen Bilder, die man sah. Es war die physische Gegenwart des scheinbar Vergangenen selbst. Denn alle Gegenwart in diesem Universum wird aus bereits Vergangenen gespeist. Dieses Vergangene aber ist nicht in Wahrheit vergangen, sondern lebt vielmehr davon, dass es in den Raum der Zukunft offen ist und diese antizipiert. Was wir seit zahllosen Generationen erlebten, war eine erweiterte Gegenwart, freilich aber keine selbstverständliche und eingeplante, sondern eine, die uns plötzlich überkam. So musste es sein: Ich blickte gleichsam in die Jugendzeit von Frau Wüdraín zurück. Diese blühte auf, sobald sie das Tor des Hauses erreichte. Das Vergangene nahm in der Gegenwart Gestalt an. Es war nur scheinbar vergangen und wirkte in ihrer Gestalt, die Zeit überbrückend, fort. Sie hatte wirklich die Krücke von sich geworfen und blickte selbstbewusst in ihren Garten hinaus. Ich sah jetzt ihr spitzmausartiges Profil. Ein boshaftes Lächeln tanzte auf ihren Lippen. Es verunstaltete ihre jugendlichen Züge. Ihr Gesicht wurde von ihrem Hut verdeckt, während sie mir den Rücken zukehrte und in den Torweg ihres kleinen Hauses einbog, das umgeben war von sommerlichen, lang hingestreckten Rosenbeeten zwischen hohen Hyazinthen. Das Haus selbst bestand aus starken, rosaroten Mauern in einer gelblichen Tönung, die sich im Abendlicht zaghaft hielt. Ich sah das Glimmen an der Wand ersterben, aber es trat dennoch gleichsam flehend aus einem dunklen Grund heraus und machte sich geltend, so als empfangen es an dieser Mauer Kraft und wüchse erst an ihr zur vollen Stärke heran. Gebunden war es an den Stoff der Mauer, wie es darüber auch hinauszuweisen schien und längst im Abenddunst erloschene Geschehen aus dem Schlaf erweckte. Es entführte mich im Geist und brachte mich in Fluss, trug einen Hauch beklemmender Ahnung in sich.

In weiter Ferne lag, was einst in innerem Band mit mir auf innigste Weise zusammen-

hing. Wechselhaft war die Erinnerung, die eine Wand und Maske vor das unvollendete, fortwährend sich vermehrende Geschehen schob, um frei von jedem Rahmen sich zu regen. Mit jedem Jahr, das mein Bewusstsein in der Rückschau nährte, begann ich selbst ein weiteres Mal geboren zu werden, und überfließend von der ungeahnten neuen Freiheit zwang ich durch die neue Rolle das noch Werdende hinunter in die festgefügte Form. Ich erlebte es mit Schmerzen, als durch eine seelisch-inwendige Mauermaske, die sich in der Hausfassade spiegelte, der Quell des Lebens hereinbrach und ein längst Vergangenes mir neu und völlig lebendig vor Augen trat, sodass ich glauben mochte, was mir da vor Augen stand, sei immer schon gerade so und niemals irgendwie anders gewesen. Plötzlich aber schien dies alles wieder wie entrückt, die rötlich-gelbe Wand als Fläche meiner Projektionen war gereinigt von Erinnerung. Ich stand wieder in der Gegenwart der Sinne. Dafür gewährte ich schauernd, wie, aus dem zeitlichen Leben herausgetragen, die eigene Zukunft, freilich mehr als Schattenriss und Ahnung, vor mich hintrat. Der Lauf des zeitlichen Erlebens war wie abgerissen, und nichts mehr band den Anfang an das Ende. Der Gedanke schlief verloren in der Tiefe und ahnte nicht das schreckliche Versäumnis beim Erwachen. Da wandte sich mein Inneres, noch wachend, wieder von jeder äußeren Wahrnehmung ab. Entzogen war ich dem Zugriff der Sinneseindrücke. Und ich war entrückt in eine ferne Zeit. Zunächst fand ich mich wieder in der eigenen Vergangenheit und sah in Klarheit vor mir, was in mir verschollen war seit langen Jahren, sofern die Jahre meines kurzen Lebens lang zu nennen waren.